

Melanie Kirschstein

Ihr habt den Geist, also wandelt¹

Ich arbeite mit dem Vikar an der Liturgie. Er hat eine Doktorarbeit geschrieben, drei Jahre in China gelebt und an der theologischen Fakultät unterrichtet, ist verheiratet und Vater zweier Kinder – ein weltläufiger, gebildeter junger Theologe und Familienvater. Nun steht er vor dem Altar und singt das Kyrie. Es klingt nicht und das liegt nicht daran, dass der kluge Mann nicht singen kann. Er singt die Töne richtig. Er hat sich sogar die ganze Liturgie auf sein Handy geladen, um nichts falsch zu machen. Er weiß auch um Inhalt und Bedeutung des Kyrie, kennt die biblische Grundlegung und die Varianten der Liturgie. Er weiß genug und er macht alles richtig – aber er bringt das Kyrie nicht zum Klingen.

Wir sprechen: Was hat es auf sich mit diesem alten Ruf? Was ist dein Anliegen heute? Reicht es, alles richtig zu machen? Wie klänge es, würdest du beten? Wohin wendest du dich? Und wenn du für die Gemeinde betest, die Gemeinde im Rücken hast, was bedeutet das?

Ach ja. Die Gemeinde im Rücken ... Nun fällt ihm ein, dass da die krebserkrankte Frau sitzt ohne Hoffnung, daneben die Mutter, die ihr Kind verlor, gleich neben der Schwangeren. Sein eigenes Kind ist sehr krank und er selbst voller Sorge, mit wenig Schlaf.

Wir sprechen darüber, dass es einen großen Unterschied macht, ob der Liturg die alten Worte herunterbetet oder ob er selbst mit hineingeht, selbst mitspielt im großen Spiel von Leid und Hoffnung, Schuld und Vergebung. Es macht auch einen Unterschied, ob der Pastor im Gebet bei sich bleibt oder ob er die Gemeinde nicht nur im Rücken, sondern auch im Herzen hat. Er kann ihr innerlich Raum geben – und öffnet damit auch äußerlich einen Raum. Die Atmosphäre ändert sich, öffnet sich – und mit ihr die Menschen.

Wir sprechen darüber, dass im Kyrie das Leid, das Zerbrochene, das Unvollkommene, die Hoffnung trotz alledem einen Ort hat. Über die Kraft der Vergebung hat er eine kluge Dissertation geschrieben. Aber wie kann diese Kraft wirksam werden im Gottesdienst?

Das Wort ward Fleisch

Das Wort ward Fleisch, heißt es. Es soll nicht Kopfgewalt bleiben, sondern sich inkarnieren, spürbar werden in Leib und Raum. Die lutherische Kirche ist eine Kirche des Wortes. Bisweilen allerdings scheint es, als würden die Worte ihre Macht verlieren, als würden selbst die Pastoren den Worten und damit ihrem Glauben wenig zutrauen. Oder die Macht der Worte wird in der Predigt durch deren Menge ersetzt. Gottesdienste stärken dann nicht durch klare kräftige Worte, sondern ermüden durch leere Formeln und vieles Gerede. Aber der Geist Gottes lässt sich nicht herbeiquatschen und korrekte Form ist noch keine geistliche Vollmacht.

Der Vikar überlegt nun, welche Gemeinde ihm am Sonntag im Rücken sitzt und was sein eigener Kyrie-Ruf ist an diesem Tag. Als er dann die Stimme erhebt zum „Herr, erbarme dich“, da schwingt alles mit: das Leid der krebserkrankten Frau, die Hoffnung der Schwangeren, die Sorge um das eigene Kind. Da fängt eine Seite in der Seele an zu schwingen und aus dem Kyrie wird ein Gebet, das den Raum füllt und zu Herzen geht.

Was ist geschehen? Was hat der Vikar gelernt? Er wusste doch eigentlich schon alles. Er hatte alles im Kopf. Aber Pastor zu sein und zu werden bedeutet etwas anderes, als die Dinge im Kopf zu haben. Wissen allein kommt der Kraft und dem Geheimnis des Glaubens nicht auf die Spur. Das Wissen muss wieder in den Leib. In den eigenen und in den Leib der Gemeinde. Das Wissen muss sich neu verbinden mit den Menschen, mit Ort und Zeit. Das ist nicht leicht in Zeiten unsicheren und individualisierten Glaubens. Es gibt nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch unter lutherischen Pastoren eine gewisse Scheu und Ungeübtheit, den eigenen Glauben auszusprechen und spürbar zu praktizieren. „Eine Ermutigung, sich mit der eigenen christlichen Überzeugung deutlicher zu zeigen und zu üben und darin sprach- und auskunftsfähig zu werden, ist angebracht“, sagt etwa Ulrike Wagner-Rau². Also ermutige ich den Vikar, Mitspieler zu werden im heiligen Spiel, um nicht Spielverderber zu sein. Wenn er selbst durchlässig ist für den Geist



Melanie Kirschstein als Anwältin des Geistraumes

Bild: Markus Scholz

und den geistlichen Raum in sich öffnet, dann wird auch im äußeren Raum etwas spürbar von dieser Kraft. Wenn die Person des Liturgen etwas durchtönen lässt von Leid und Hoffnung – „personare“ heißt ja durchtönen –, dann wird auch für die Gemeinde durch seine Seele hindurch Glauben spürbar und lebendig. Im Gottesdienst singt der Vikar nun den alten Gebetsruf und seine Seele schwingt mit. Er hat die Gemeinde und das eigene Gebet im Herzen und so wird aus den Buchstaben ein Gebet.

Das Wort wird Fleisch. Es ereignet sich im Raum und in den Herzen der Menschen. Es schafft Gemeinschaft durch eine gemeinsame Ausrichtung und Haltung, eine geteilte Hoffnung und Sehnsucht. Ein Geistraum entsteht, in dem sich die Gemeinschaft aller Gläubigen und das lutherische Priestertum aller Getauften aktualisieren kann. Wir leben alle nicht aus unserer Kraft, sondern aus diesem heilenden, Heiligen Geist, um den wir bitten, auf den wir setzen: Kyrie eleison!

In dieser einfachen Kyrie-Übung klingen viele Themen an, die in der lutherischen Kirche zurzeit in der Auseinandersetzung und im Nachdenken über die pastorale Rolle und Identität nicht nur in der Ausbildung eine besondere Rolle spielen. Nicht nur das pastorale Know-how entscheidet, sondern

die Fähigkeit, den Geist ins Spiel zu bringen. Auf diesem Grund, in diesem Geistraum wachsen Gemeinde und Glauben. Der Geist weht wo er will – die Kunst, ihm einen Raum zu öffnen, ist nicht auf der Universität zu erlernen, aber sie fällt auch nicht vom Himmel. Pastorales Handwerk ist eine Kunst! Die Kunst, durchlässig zu sein für das, was ist, und offen für den Geist, der daraus Neues schafft und wunderbar wachsen lässt – ein im elementaren Sinne kreativer Schöpfungsakt. Aus der Beziehung und in der Verbindung wächst dieses Neue, ein heilender, heiliger Geistraum, in dem jeder einzelne und die Gemeinschaft der Menschen heilen und wachsen kann.

Anwälte des Geistraumes

Lutherische Pastoren / Pastorinnen sind Anwälte des Geistraumes. Sie haben den Geist aber nicht qua Amt. Sie haben ihn nicht mehr als alle Getauften. Sie sind nicht wesentlich anders. Sie haben den Geist nicht qua Weihe oder apostolischer Sukzession, sondern allein im Glauben. Es gilt, diesen Glauben mit Leib und Seele lebendig werden zu lassen – ihn durchtönen zu lassen – und sich selbst dabei also mit ins Spiel zu bringen, freilich im Dienst der Gemeinde. Das ist heutzutage ein hoher

Das Leben im Fragment ist kein Defizit. Vielmehr ist es eine besondere evangelische Tugend und Lebenskunst, Fragment sein zu dürfen.

Leben im Fragment oder Fragmentierung?

In derselben Woche las ich den Text von Melanie Kirschstein „Ihr habt den Geist, also wandelt“ und einen Text von Thomas Vogel in dem Buch „Übergänge in eine neue Arbeitswelt? Blinde Flecke der Debatte zum Übergangssystem Schule-Beruf“. Thomas Vogel ist Professor für Schul- und Berufspädagogik in Heidelberg. Er kritisiert in seinem Buch gemeinsam mit anderen die einseitige Ausrichtung der Qualifizierung arbeitsloser Jugendlicher auf Disziplinierung für den Arbeitsmarkt. Sie würde den Interessen der Jugendlichen nicht gerecht. Zu dieser Disziplinierung gehört ein hohes Maß an Flexibilität: „Flexibilität bedeutet in diesem Kontext, dass die Menschen die permanente Bereitschaft aufbringen, sich den Veränderungen in der Arbeitswelt anzupassen. Sie sollen dabei in der jeweiligen Situation unterschiedlichste Unternehmensziele verinnerlichen und sich möglichst weitgehend mit ihnen identifizieren. Der herausragende Charakterzug, den ein Mensch für diese Entwicklung benötige, sei die Fähigkeit, sich von der eigenen Vergangenheit zu lösen und Fragmentierung zu akzeptieren.“ (Übergänge in eine neue Arbeitswelt, Hg. Maier / Vogel, 277).

Während Melanie Kirschstein das „Leben im Fragment“ als „eine besondere evangelische Tugend und Lebenskunst“ begrüßt, benennt Thomas Vogel genau die Fragmentierung als „den herausragenden Charakterzug“, der von dem modernen Menschen in der globalisierten Gesellschaft erwartet wird. Selten habe ich in einer Woche zwei so verschiedene Texte mit einer so überraschenden Überschneidung gelesen. Mit Vehemenz stellen sich Fragen ein: Beschreibt Melanie Kirschstein nicht genau die klassische Rolle der Kirche, die Menschen zufrieden zu stellen, anstatt sie wach zu rütteln und zu Aufbrüchen zu inspirieren? Ist Theologie hier Schmiermittel einer immer stärker zerbrechenden Gesellschaft?

Wenn wir lernen müssen, mit dem Fragment zu leben, wie steht es dann mit dem Ganzen? Gibt es „das Ganze“ noch – wenigstens als Verheißung? Und vor allem: Um was geht es denn überhaupt „im Ganzen“? Ich muss gestehen, dass die großen, abstrakten Worte im Text von Melanie Kirschstein wie „das Transzendente“, „das Geistliche“ „das Priesterliche“ mich in dieser Hinsicht eher noch mehr beunruhigen.

Gerard Minnaard

Anspruch, ist Stärke und Schwäche, Gabe und Aufgabe. Denn wenn die Gemeinschaft und die Gemeinde in säkularisierter und ökonomisierter Zeit an Kraft verlieren, wird das geistliche Leben einer Gemeinde in hohem Maße abhängig von der Persönlichkeit des Pastors / der Pastorin und ihrer Amtsführung. Ohne eine starke eigene Frömmigkeitspraxis wird das mit Verlaub nicht funktionieren. Die aber kommt in der Ausbildung und im Alltag wohl oft zu kurz.

Der Vikar schreibt: „Während des langen Vikariats werden verschiedene Elemente eines pastoralen Selbstbildes angeboten, ausprobiert und angenommen oder abgelehnt. Eines scheint m. E. im oben genannten Zusammenhang ziemlich attraktiv zu sein: das Rollenbild als ‚Priester‘. Im Vikariat lernen wir momentan auch, uns gewissermaßen als ‚Priester‘ zu verstehen, dies weiter im klassischen protestantischen Sinne als von der Gemeinde beauftragte Personen, die mit allen Gemeindegliedern das Priestertum aller Gläubigen teilen – die aber nun besonders aufmerksam versuchen, durchlässig für Gottes Kraft zu sein und sie weiter fließen zu lassen und ernst zu nehmen, ja auch als etwas wie ein Mittler oder Kanal des Göttlichen, Transzendenten wahrgenommen zu werden. Das Verständnis hat etwas mehr ‚Archaisches‘, das über die Rolle als Verwalter, Prediger, Hirte hinausgeht bzw. tiefer ansetzt und sogar relativ gelöst von der Amtsrolle etwa im Krankenhaus die eigene Haltung bestimmen und das eigene Handeln legitimieren hilft. Das geht gerade nicht mit einer Entrationalisierung einher oder einem Verzicht auf Reflexion und verantwortliches Denken, ist aber vielleicht eine mögliche Wiedergewinnung einer ursprünglichen Kraft des Amtes? Das Transzendente, Geistliche wird als Lebensressource entdeckt und angeboten.“³

Leben im Fragment

Wir sind Bettler und Sünder allemal. Verfangen in den Strukturen von Schuld und Leid dieser Welt, angewiesen auf Gott, gerechtfertigt nur durch Glauben. Wir leben auch als Pastoren und Pastorinnen gerechtfertigt in aller Unvollkommenheit und mit allen Brüchen – der Kirche, der Gesellschaft, unseren eigenen –, die quer durch uns hindurch laufen. Das ist eine Grundhaltung, die gelernt und geübt sein will. Sie gehört zur pastoralen Identität und zur Verkündigung dessen, der durch das Kreuz hindurch Heil und Hoffnung gelebt und vorgelebt

hat. Der reflektierte Mut zur Unvollkommenheit, das Leben im Fragment ist eben kein Defizit. Vielmehr ist es eine besondere evangelische Tugend und Lebenskunst, Fragment sein zu dürfen. Gelassen dürfen wir den Unterschied zwischen Sein und Sollen ertragen, weil Gott ihn trägt. Wie der Theologe Eberhard Jüngel sagte: „Als Glaubender ertrage ich die Unterscheidung des Menschen von sich selbst, indem ich Gott zwischen mir und mir wohnen lasse.“⁴

Es gehört dazu, selbst nicht vollkommen sein zu wollen oder zu müssen. Perfektionismus des Pastors ist eine große Versuchung und führt oft direkt in den Burnout. Die Zahl der Burnout-Fälle steigt in der Pastorenschaft. Wer meint, alles alleine machen zu müssen und zu wollen, läuft dem Geist der Leistungsgesellschaft hinterher, gefährdet sich selbst und verliert zudem theologisch Wesentliches aus dem Auge. Dies immer wieder neu zu buchstabieren und einzuüben, wird in einer Kirche mit weniger Finanzen und Personalressour-

cen, in der der Druck auf die Pastoren wächst, immer wichtiger. Es stellt auch ein altes lutherisches Pfarrerbild in Frage – eine gewisse pfarramtliche Selbstherrlichkeit und narzisstische Zentriertheit, die nicht mehr zeitgemäß ist und den Gemeinden wie den Pastoren Kraft entzieht, die sie dringend brauchen.

Melanie Kirschstein

Journalistin und lutherische Pastorin in Hamburg, als Ausbilderin tätig für Vikare der Nordkirche und Prädikanten und Gottesdienstberaterin im Gottesdienstinstitut der Nordkirche.

- 1 Der Text geht zurück auf ein Internationales Symposium in Wien am 27. und 28. September 2012 zu den Priesterbildern in den verschiedenen christlichen Konfessionen.
- 2 Ulrike Wagner-Rau, *Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess des kirchlichen Wandels*. Stuttgart 2009, S. 93.
- 3 Dr. Christian Wollmann in einem Bericht zu seinem Vikariat in der Epiphaniengemeinde, Hamburg 2012.
- 4 Eberhard Jüngel zitiert nach Isolde Karle, *Kirche im Reformstress*. München 2010, S. 259.

Verena Grüter

Festival sakraler Musik als Suche nach gelebter Diversität

Seit 1994 findet in der alten Königsstadt Fès in Marokko jährlich das „Festival de Fès des Musiques Sacrées du Monde“ statt. Als Antwort auf die zunehmend religiös motivierten militärischen Konflikte, beginnend mit dem ersten Golfkrieg, wurde das Festival 1994 initiiert und versteht sich als spiritueller Beitrag zu einem friedlichen Zusammenleben der Kulturen. Im Rahmen ihrer Forschung zur Musik als Medium im interreligiösen Dialog hat Verena Grüter das Festival besucht.

Fès, Marokko, im Juni 2013: Die Stadt feiert das *Festival des Musiques Sacrées*, die neunzehnte Ausgabe seit dem Beginn 1994. Unter dem Thema *Fès l'Andalouse: „Liebe ist meine Religion“* sollen neue Ansätze zum Umgang mit kultureller Diversität erkundet werden. Vorträge und Diskussionsforen an den Vormittagen erörtern Themen aus Kultur- und Finanzpolitik, aus Wissenschaft und Religion. Leitend ist die Fragestellung nach kulturellen und spirituellen Ressourcen, die die durch die Glo-

balisierung hervorgerufenen Ungerechtigkeiten überwinden helfen und so zu Gerechtigkeit und Frieden beitragen. Das Motto „Liebe ist meine Religion“, ein Zitat aus einem Gedicht Ibn Arabis (1165–1240), weist den spirituellen Weg und will zugleich die Verbindung zu Andalusien herstellen, wo unter der Herrschaft der Ummayyaden (von der Mitte des achten bis in das elfte Jahrhundert hinein) eine Zeit friedlichen Zusammenlebens von Juden, Christen und Muslimen herrschte, in der